Zeitschrift: Museum Helveticum : schweizerische Zeitschrift für klassische Altertumswissenschaft = Revue suisse pour l'étude de l'antiquité classique = Rivista svizzera di filologia classica

Herausgeber: Schweizerische Vereinigung für Altertumswissenschaft

Band: 27 (1970)

Heft: 3

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Comptes rendus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Buchbesprechungen – Comptes-rendus

The Law Code of Gortyn. Edited with introduction, translation and a commentary by *Ronald F. Willetts.* Kadmos Suppl. 1. De Gruyter, Berlin 1967. Grossformat. 90 S., 13 Taf. DM 128.–

Das Schwergewicht dieser Prachtausgabe des grossen Gesetzes von Gortyn liegt in der einleitenden ausführlichen Darstellung der gesellschaftlichen Gliederung und der Rechtsordnung der Bevölkerung Gortyns im 5. Jh. v. Chr. und in der durch eine beigegebene Faksimilenachschrift verdeutlichten photographischen Wiedergabe der Inschrift auf 13 Tafeln. Besonders wertvoll ist auch ein vollständiger Wortindex. Die gesellschaftlichen und rechtlichen Zustände werden ausser in der Einleitung auch im Kommentar eingehend behandelt. Ein arger Schönheitsfehler sind – um darauf nicht mehr zurückkommen zu müssen – die vielen falschen linguistischen Erklärungen. So wird S. 6. als Beispiel für *ō* durch Ersatzdehnung auch der Akk. Plur. *-ος* (gemeint ist wohl *-ōς* d. h. *-ως*?) aus *-ονς* angeführt, obgleich S. 63 richtig festgestellt wird, dass das Gortynische nur, und zwar ursprünglich nach Massgabe konsonantischen oder vokalischen Anlauts des folgenden Wortes, entweder *-ος* oder *-ονς* kennt, nicht aber *-ως* (= -att. *-ους*). S. 63 wird das *α* von *ϝίκατι* 'zwanzig' so erklärt: «*α* not changed to *o* (cf. Skt. vinçati-)»; aber das a des Sanskrit ist natürlich genau so sekundär wie das *α* des Dorischen und das *o* des Ionisch-Attischen (*εἴκοσι*) sowie des Äolischen und Arkadisch-Kyprischen (vgl. E. Risch, Kratylos 11, 153): alle gehen auf idg. *m̥* zurück. Auch die Behandlung syntaktischer Probleme, von denen nicht nur das sprachgeschichtliche, sondern auch das Sinnverständnis abhängt, befriedigt nicht immer. So unternimmt W. S. 67, von der schwierigen Stelle VI 1 *θυγατρὶ ἒ διδῶι* 'Wenn er seiner Tochter gibt' ausgehend, den verdienstlichen Versuch, den Bedeutungsunterschied zwischen *ἒ*, *ἒ κα* und – leider bloss am Rande – *αἰ* zu ermitteln, mit dem Ergebnis, dass die Bestimmheit der Fallsetzung am schwächsten bei *ἒ*, stärker bei *ἒ κα* und am stärksten bei *αἰ* (*κα*) sei. Uns scheint die Eigenart von *ἒ* eher zu sein, dass es – und zwar, wenn von einer schon in Gang gekommenen Ereigniskette die Rede ist – Vorgänge einführt, deren Eintreten man früher oder später erwartet und deren Ausbleiben unwahrscheinlich wäre. – Wenig glücklich scheint mir die syntaktische Behandlung der Stelle I 3ff. 'Wenn er ihn aber doch mit Beschlag belegt, soll ihn (der Richter) im Falle eines Freien zu zehn, im Falle eines Sklaven zu fünf Stateren verurteilen, *weil er ihn mit Beschlag belegt*, und ihm gebieten, ihn innerhalb von drei Tagen freizulassen. Lässt er ihn aber doch nicht frei, so soll er ihn im Falle eines Freien zu täglich einem Stater, im Falle eines Sklaven zu einer Drachme verurteilen, bis er ihn freilässt'. Umstritten ist die Deutung von *οτι* (*ἄγει*) Z. 5: Blass hatte es als attrahierten Gen. Sing. m. *ὦτι* (= att. *οὔτινος*) verstanden: 'im Falle eines Sklaven, den er mit Beschlag belegt'. Die meisten Erklärer aber lasen *ὅτι* (= att. *ὅτι*) 'weil (er ihn mit Beschlag belegt)'. W. liest wie Blass *ὦτι*, bezieht aber diesen Genitiv auf den Besitzer des fraglichen Sklaven: '(im Falle eines Sklaven) wessen auch immer' d. h. 'wem dieser auch gehören mag'. Das setzt aber eine syntaktisch äusserst harte Interpretation von (ins Attische umgesetzt) *τοῦ δούλου πέντε οὔτινος ἄγει* voraus. Der Deutung als *ὅτι ἄγει* wirft W. vor, der damit angenommene Kausalsatz sei überflüssig. Er ist es aber insofern nicht ganz, als der Verfasser des Gesetzes mit *ὅτι ἄγει* den Grund für die erste Busse gegen den ihm schon vorschwebenden Grund für die allfällige zweite Busse abhebt, nämlich die Weigerung, dem richterlichen Freilassungsbefehle nachzukommen. Ein verhängnisvoller Druckfehler, der die Erörterung dieses *οτι* durch den Verf. zum Teil unverständlich macht, sei bei dieser Gelegenheit berichtigt: S. 53 linke Kol. Z. 18 von unten ist *now* statt *not* zu lesen. Dagegen empfiehlt sich die Annahme von *ὦτι*, das ja an den vier von W. angeführten Stellen unbestritten ist, wohl auch für XI 26 *οτι μὲν κατὰ μαίτυρανς ἔγρατται δικάδδεν* 'in den Fällen, für die ein auf Zeugenaussagen gestütztes Urteil vorgeschrieben ist'. Beiläufig sei anlässlich dieses *ὦτι* erwähnt, dass man dem gortynischen Paradigma des indefiniten Relativums eine fast unwahrscheinliche Buntheit zutraut: *ὦτι* und *ἄτι* flektieren nur den ersten Bestandteil, *ὅτιμι* nur den zweiten, aber noch nicht nach der *ν*-Flexion, endlich *οἵτινες* V 26 beide Bestandteile, und zwar den zweiten schon nach der *ν*-Flexion; im Grunde sind es nicht nur drei Formenreihen, wie Bechtel, Griech. Dialekte 2, 739f. sagt, sondern vier Bildungsweisen. – Eine letzte syntaktische Bemerkung: Den von ihm S. 4 fein beobachteten Kennzeichnungen der Sinneseinschnitte (asyndetischer Satzbeginn, Lücke im Schriftbild) hätte W. eine dritte hinzufügen können, nämlich die-

jenige durch auffallende Voranstellung des neuen Stichwortes, z. B. XI 46 *γυνὰ ἀνδρὸς ἄ κα κρίνῑται* 'wenn eine Frau von ihrem Manne getrennt wird', IV 8ff. *γυνὰ κῑρεύονσ' αἰ ἀποβάλοι παιδίον* 'wenn eine getrennte Frau ihr Kind aussetzt', ähnlich VI 1; XI 24. 47.

Das Hauptergebnis von Willetts' weit ausholenden familienrechtlichen Untersuchungen ist, dass die *ἐπιβάλλοντες* und die *καδεσταί* je eine Gruppe darstellen, deren Glieder – vom Ausnahmefall der Erbtochter abgesehen – nicht mit einem Mitglied der eigenen, sondern nur der anderen Gruppe die Ehe eingehen. Wenn auch diese Feststellung vielleicht zum Teil richtig ist, so scheint doch, was die *ἐπιβάλλοντες* betrifft, schon eine rein sprachliche Überlegung ihren Geltungsbereich einzuschränken: wie Debrunner, Mus. Helv. 1 (1944) 33f. in sorgfältiger Untersuchung festgestellt hat, kommt man für *ὁ ἐπιβάλλων*, woneben auch noch das ursprüngliche *ᾧ κ' ἐπιβάλλῃ* 'dem es zukommt' vorkommt, überall mit der Übersetzung 'der Berechtigte' aus; ist es aber wahrscheinlich, dass eine die ganze Struktur der Gesellschaft bestimmende familienrechtliche Gruppe nach einem nur in Einzelfällen aktuell werdenden Rechtsanspruch benannt worden wäre? Für *καδεσταί* ist es zwar von vornherein wahrscheinlich, dass es eine Verwandtschaftsgruppe bezeichnet; aber die genaue Umschreibung dieser Gruppe durch W. will nicht in allen Fällen einleuchten: So ist trotz der Ausführungen S. 19f. schwer einzusehen, warum für die Auslösung eines beim Ehebruch Ertappten gerade seine mütterlichen Verwandten oder die Verwandten seiner Frau aufkommen sollen.

Solche Einwände werden aber bei weitem durch den Dank aufgewogen, den man dem Verf. für sein ausführliches und reichhaltiges Werk schuldet. A. Bloch

L'épigramme grecque. Entretiens sur l'antiquité classique publiés par *Olivier Reverdin*, t. 14. Fondation Hardt, Vandoeuvres-Genève 1968. 447 S. Fr. 42.–.

In sieben Vorträgen mit anschliessenden Diskussionen wird die griechische Epigrammatik in ihrer inhaltlichen und stilistischen Vielseitigkeit vor Augen geführt sowie auf ihre literaturgeschichtlichen Probleme hin untersucht. Es zeigt sich dabei, auf welche Schwierigkeiten eine vollständige Aufhellung besonders der Ursprünge immer noch stösst. Ein Versuch, für die Erklärung von Grab- und Weihepigramm kultische Begehungen, nämlich Threnos und Gebet, heranzuziehen (A. E. Raubitschek), fand wohl mit Recht wenig Gehör, denn auch lokale Sprachelemente haben keine Beweiskraft zu seinen Gunsten. Für die Annahme, dass auch das inschriftliche Epigramm distichischer Form die panhellenische Elegie und damit das Epos voraussetzt, konnte die früh synonym gewordene Bedeutung von *ἐπίγραμμα* und *ἐλεγεῖον* geltend gemacht werden (B. Gentili). In den ältesten Elegien, die wir kennen, wiegt zwar die kriegerische und politische Paränese vor, und auf Zuspruch ist auch das archilochische Gedicht fr. 7 D gestimmt, obwohl der Tod von Gefährten seinen Inhalt bildet (B. Gentili). Dennoch bleibt die Tatsache bestehen, dass der Name der Elegie auf den Bereich der Totenklage hinweist (A. Dihle), muss die hellenistische Theorie, wonach die ganze Gattung aus derselben hervorgegangen sei, also irgend einen historischen Kern enthalten.

Wie die Topik des sympotischen Epigramms in hellenistischer Zeit durch den Anschluss an andere Gattungen bereichert wurde, bringt G. Giangrande zur Darstellung, und für das hellenistische Liebesepigramm würdigt W. Ludwig die Variation als Kunstprinzip. J. Labarbe behandelt Aspekte der Gnomik, welche für die archaische Zeit Beziehungen zum Epos erweisen, G. Luck arbeitet Witz und Sentiment als gegensätzliche Elemente des Epigramms heraus, und L. Robert interpretiert die Epigramme des Lucilius auf Athleten (AP XI) speziell im Hinblick auf Parodie und Realismus. F. Wehrli

A. F. Garvie: **Aeschylus' Supplices. Play and Trilogy.** University Press, Cambridge 1969. VIII, 279 S. 70 sh.

In einer denkbar eingehenden Interpretation des Pap. Ox. 2256, 3 begründet der Verf. seine Überzeugung, dass durch dieses Didaskalie-Fragment die Erstaufführung der Danaiden-Trilogie in das Jahr 469/8 oder noch eher 464/3 datiert wird. Keine der Beobachtungen zu Sprachstil, Struktur und zeitgeschichtlichem Hintergrund sind wirklich zwingend für die Frühdatierung um 490, manche lassen sich dagegen besser mit der neuen Spätdatierung in Übereinstimmung bringen. Sämtliche Rekonstruktionen der Danaiden-Trilogie seit A. W. Schlegel sind in hohem Grade spekulativ und haben keinen Aussagewert für die charakteristische Gestaltungsweise des Aeschylus und für die Datierung der Aufführung. – Probleme und Ergebnisse, so knapp zusammengefasst, sind nicht neu; es ist die Sorgfalt und Umsicht in der Durchführung, dazu eine bemerkenswerte Geduld gegenüber allen bisherigen Lösungsversuchen, welche dieser Untersuchung ihr Gewicht geben. Einmal mehr lässt sie deutlich werden, wie unsicher unsere Methoden der Stil- und Strukturanalyse sind und wie fragwürdig Rekonstruktionen, die mehr als nur einen allgemeinen Sachzusammen-

hang im Grossen geben möchten. Trotz 150jähriger Bemühung ist ein so bedeutendes Werk wie die Hiketiden des Aeschylus ohne sichere äussere Angaben nicht genauer zu datieren.
M. Imhof

Ursula Parlavantza-Friedrich: **Täuschungsszenen in den Tragödien des Sophokles.** Untersuchungen z. ant. Lit. u. Gesch. Bd. 2. De Gruyter, Berlin 1969. VI, 109 S. DM 22.–.

In einem ersten Teil sind die Täuschungsszenen in fünf Stücken des Sophokles in ihrem Aufbau, in einem kürzeren zweiten Teil in ihrer dramatischen Bedeutung für das ganze Stück sowie ihrer Leistung für die Menschendarstellung des Sophokles untersucht. Vom Motiv von Trug und Täuschung her liesse sich eine umfassende Darstellung der griechischen Tragödie aufbauen; dass hier auf knappem Raum manches skizzenhaft bleiben muss, macht die Arbeit aber eher erfrischend und anregend. Nicht ganz zu befriedigen vermögen Stellen, wo die Verfasserin bei den sicher genialen und bis heute nachwirkenden, aber doch auch zeit- und systembedingten Begriffen des Aristoteles oder einer allzu stereotypen Charakterisierung des Euripides stehen bleibt. Dagegen ist es ihr in einigen Abschnitten zum Philoktet gelungen, in der Interpretation zusammenzufassen, was in der wissenschaftlichen Analyse getrennt war: aus dem Zusammenhang des ganzen Dramas und aus der Situationseinheit von Dichter, Gestalten und Zuschauer heraus Szene, Gestalt und Wort – bei Sophokles kommt es auf das Trugwort an, bei Euripides auf das Truggeschehen – auf den menschlichen und tragischen Gehalt hin zu deuten.
M. Imhof

Claude Mossé: **La tyrannie dans la Grèce antique.** «Collection Hier». Presses Universitaires de France. Paris 1969. VIII, 214 S.

Den Inhalt des Buches bildet vor allem die Geschichte der bedeutendsten Tyrannen. Von den drei Kapiteln behandelt das erste («Le tyran démagogue» betitelt) die archaische Zeit, das zweite die klassische (den 'Archetyp' Dionysios samt einigen Epigonen, dazu das Bild der Tyrannis in der Literatur), das letzte Demetrios von Phaleron, «le tyran philosophe», Agathokles, «le tyran populaire», Nabis, «le tyran révolutionnaire», und Aristonikos, «le tyran solaire» (der offenbar in diese Reihe geraten ist, weil er sich – auch – des unterdrückten Volkes bediente, um seine persönliche Macht in der Weise der Tyrannen zu sichern). Die Darstellung ist konzentriert, interessant, klar und kann durch Auseinandersetzungen mit neueren Forschungen, einige neue Ergebnisse und durchweg durch anregende Bemerkungen auch dem Kenner der Materie Vieles bieten. Neben den ins Einzelne gehenden Geschichten finden sich allgemeine Bemerkungen über die sozialen und militärischen Verhältnisse. Dazwischen klafft eine Lücke, in der etwa die geistigen Voraussetzungen und der Horizont der archaischen Zeit, die allgemeinen Machtverhältnisse und die Beziehung des Tyrannen zur Polis hätten reflektiert werden müssen, um das Bild zu runden.
Christian Meier

Pierre Ducrey: **Le traitement des prisonniers de guerre dans la Grèce antique des origines à la conquête romaine.** Ecole Française d'Athènes. Trav. et Mém. des anciens membres étrangers de l'Ecole, fasc. 17. Paris 1968. XIV, 359 S. 12 Taf.

Eine Reihe von Untersuchungen, die um das Problem, wie die Griechen mit dem menschlichen Teil der Beute umgingen, zentriert sind. Es gab terminologisch keine Entsprechung zu unserem 'Kriegsgefangenen'. Der Kriegsgefangene wurde nicht so sehr als Erscheinung für sich wie eben als Teil oder dieser oder jener Aspekt der Beute begriffen und sehr verschieden bezeichnet. Nach dieser Klärung (I) werden die Schicksale der nach einer Schlacht Gefangenen (II), der Verteidiger und Bewohner eroberter Städte (III) sowie die entsprechenden Probleme bei weit in Feindesland führenden Kriegszügen (IV) und Piraten (V) behandelt. Im zweiten Teil geht es zunächst um Technisches (Todesarten, Lager usw. [VI] und die wirtschaftliche Nutzung der Beute [VII]), dann um die Unterscheidung zwischen Griechen und Barbaren (VIII) sowie einerseits Bräuche und Regeln, andererseits die öffentliche Meinung (IX. X), die die Freiheit der Sieger beschränkten. Das ausführliche, gründliche, interessante Buch füllt eine Lücke. Man wird mit seiner Hilfe auch den Besonderheiten antiker Staatlichkeit (in der die Hegung des Kriegs, die Unterscheidung zwischen Kombattanten und Nichtkombattanten offenbar nicht möglich waren) besser auf die Spur kommen.
Christian Meier

Claude Mossé: **Histoire des doctrines politiques en Grèce.** «Que sais-je?» No 1340. Presses Universitaires de France, Paris 1969. 128 S.

Eine mit grossem Geschick kurz gefasste, das Wesentliche anschaulich darstellende Geschichte der politischen Theorien bis Polybios und Cicero. Die Anfänge des politischen

Denkens sind leider vernachlässigt. Dafür sind die Historiker umsichtig einbezogen, und es wird die Theorie überall in sehr überlegter Weise in Beziehung zur gesellschaftlichen und politischen Problematik der Zeit gesetzt. Andererseits sind die Grenzen zur übrigen Philosophie scharf gezogen. Das spezifisch Griechische kommt nicht genügend heraus (wie denn auch die Vorstufen im Denken durch frühe Geschichte der Polis ersetzt sind und es dem Leser überlassen bleibt, die Brücke zur Theorie zu schlagen). Aber als kurze Einführung und Übersicht kann das Büchlein nur warm empfohlen werden. Christian Meier

S. M. Stern: **Aristotle on the World State.** Cassirer, Oxford 1968. 88 S.

Gegenstand der vorliegenden Publikation ist der arabische Text eines angeblich von Aristoteles verfassten Briefes, in welchem der König Alexander den Rat erhält, vornehme Perser im Westen anzusiedeln, und das Wunschbild eines die ganze Menschheit umfassenden Friedensreiches entworfen wird. In verkürzter Form wurde der Text schon 1891 von J. Lippert herausgegeben; eine ausführlichere Fassung, die eine in Istanbul aufgefundene Handschrift bietet, wird vom Vf. auf Arabisch und mit englischer Übersetzung vorgelegt. Die besonnene Behandlung der Echtheitsfrage, welche den Hauptteil der Veröffentlichung bildet, wendet sich gegen den 1961 unternommenen Versuch von M. Plezia, den Brief als aristotelisch zu erweisen. Dabei konzentriert sich der Vf. auf die Untersuchung, ob die vom Autor des Schreibens vorgetragenen Gedanken durch das Werk des Aristoteles oder eines seiner Zeitgenossen gedeckt werden. Dann hätte jenes auch als Fälschung wenigstens eine gewisse historische Aussagekraft. Das Gesamtergebnis fällt beinahe so negativ aus wie das schon 1892 von B. Keil erlangte; selbst dass Aristoteles unter dem ersten Eindruck von Alexanders Erfolgen für kurze Zeit eine Weltmonarchie erwogen haben könnte, bleibt trotz der vielerörterten Bemerkung von Politika VII 7 eine unverbindliche Vermutung. Leider hat der Vf. darauf verzichtet, die Geschichte des romanhaften Briefwechsels zwischen Aristoteles und Alexander in seine Überlegungen einzubeziehen. F. Wehrli

Carl Schneider: **Kulturgeschichte des Hellenismus.** Zweiter Band. C. H. Beck, München 1969. 1180 S. DM 98.–.

Der 1967 erschienene erste Band des vorliegenden Werkes, welcher die allgemeinen Grundlagen des Hellenismus aufweist und einen geographischen Überblick seiner Welt vermittelt, ist im 25. Bande dieser Zeitschrift (1968) angezeigt worden. Mit der in kurzem Abstand folgenden Fortsetzung findet dasselbe nun zugleich seinen Abschluss.

Unter den beiden Stichworten «Kultur des hellenistischen Alltags» und «Objektive Ausprägungen der hellenistischen Kultur» wird hier das Hauptthema in Angriff genommen. Jenes umfasst die äussere Lebensausstattung, Arbeit und Berufsleben, Feste, Spiel, Sport und Reisen sowie die Behandlung der Toten; dieses Dichtung, Rhetorik, bildende Kunst, Musik, Wissenschaft, Philosophie und Religion. Die räumliche Differenzierung des Gesamtbildes, welche im ersten Bande vollzogen ist, findet hier durch eine Einteilung in vier Entwicklungsphasen eine Ergänzung, in Früh- und Hochhellenismus, die Zeit der inneren Krisen und der römischen Invasion sowie den Späthellenismus. – Die Darstellung wird wie im ersten Bande durch literarische, epigraphische und archäologische Zeugnisse reich dokumentiert und durch eine umfassende Bibliographie der modernen Forschung ergänzt. Trotz seiner Wissenschaftlichkeit erschliesst sich das Werk jedem Leser ohne Schwierigkeit. Als einer der Eindrücke, welche seine Lektüre hinterlässt, darf wohl genannt werden, dass der Hellenismus dank seiner hochentwickelten Zivilisation von allen Epochen der antiken Kultur die meisten uns vertrauten Züge aufweist. F. Wehrli

Edouard Will: **Histoire politique du monde hellénistique (323–30 av. J. C.).** Tome II: Des avènements d'Antiochus III et de Philippe V à la fin des Lagides. Annales de l'Est publiées par la Faculté des Lettres et des Sciences humaines de l'Université de Nancy. Mémoire no 32. Nancy 1967. 564 p.

Ce tome II présente la même économie que le premier (Mus. Helv. 25, 1968, 253–4), sauf l'adjonction de notices sur les principaux historiens anciens cités et un index analytique général. Il conduit de 223 à 30, aux lendemains d'Actium et au seuil de l'Empire (Antoine, César, Cléopâtre). Période où s'est tissé le sort du monde, où les conflits s'interpénètrent, où causes, effets et conséquences s'emmêlent inextricablement. L'auteur ne cèle pas les obscurités et, devant l'impossibilité d'une relation complète, il amène le lecteur à l'essentiel par des raccourcis. Dans un tel tourbillon d'événements et de personnages il n'est pas question de répondre à tout et à chacun. Les problèmes sont nombreux; les solutions, contestées; le déplacement de la scène à Rome, en pleines intrigues sénatoriales, ne simplifie rien. Imbrications et ramifications ne prennent jamais fin, car il s'agit de la marche insidieuse de l'impérialisme romain (problème ouvert ...). Le style alerte, prime-sautier, anime la masse

rebelle et lui donne forme. Dans une pareille étendue il est inévitable que la formule issue du ton décidé et de la frappe de l'expression provoque parfois objection et réserves. Ex.: le «tyran» Nabis, Antoine le Crétique «titulaire de l'*imperium infinitum*» (409. 412. 503; v. Mélanges J. Marouzeau [Paris 1948] 19–27: en droit public cet *imperium* n'existe pas). Le petit Ptolémée XV (Césarion) est réaffirmé fils de César (la controverse est-elle close?).

L'ouvrage rendra d'immenses services, et l'on ne peut qu'admirer la science et le savoir-faire de son auteur. Jean Béranger

Les origines de la république romaine. Neuf exposés suivis de discussions par Einar Gjerstad, Frank E. Brown, P. J. Riis, Jacques Heurgon, Emilio Gabba, Krister Hanell, Arnaldo Momigliano, Andreas Alföldi, Franz Wieacker, J. H. Waszink, Denis van Berchem. Entretiens sur l'antiquité classique, t. 13. Fondation Hardt, Vandoeuvres-Genève 1967. 389 S. Fr. 36.–.

Was die im vorliegenden Bande publizierten Vorträge besonders anregend macht, ist die Konfrontierung der literarischen Überlieferung mit archäologischen Grabungsergebnissen sowie die Einbeziehung der gesamtitalischen Entwicklungen im 6. und 5. Jahrhundert v. Chr.; die Schaffung des römischen Freistaates setzt den Niedergang der etruskischen Macht sowie den Einfluss der griechischen Welt auf die innenpolitischen, staatsrechtlichen und militärtechnischen Vorgänge voraus. – Als gesichert darf gelten, dass das römische Königtum nicht durch schrittweisen Abbau seiner Befugnisse, sondern durch eine revolutionäre Umwälzung beseitigt wurde. Einen Hauptbeweis liefert die Baugeschichte der *regia*, welche eine frührepublikanische Schöpfung war und darum nie als Wohnung des Königs, sondern von Anfang an als Kultraum des *rex sacrorum* gedient hat (Brown). Ein unausgetragener Gegensatz bleibt in der Datierung des Übergangs zur Republik bestehen, den Gjerstad in die Mitte des 5. Jahrhunderts hinabsetzt, während am ausdrücklichsten Alföldi nahe beim überlieferten Zeitansatz bleibt. Auch für die Erklärung der Ständekämpfe ist keine Übereinstimmung erzielt worden. Alföldi sieht im Patriziat eine Elite von 300 Reiterfamilien, welche nach der Vertreibung der Könige die Herrschaft übernommen hätten, und erklärt den politischen Aufstieg der *plebs* mit dem zunehmenden Gewicht der von ihr gestellten Fusstruppen. Dagegen rechnet Momigliano damit, dass schon die Zeit des Geschlechterstaates ein von Patriziern mindestens kommandiertes Hoplitenheer kannte. Da bei den Griechen die Phalanx der Fusstruppen schon im 7. Jahrhundert erscheint, setzt die These Alföldis eine Verspätung der mittelitalischen Entwicklung voraus, die zu beweisen bleibt. F. Wehrli

Matthias Gelzer: **Cicero. Ein biographischer Versuch.** Steiner, Wiesbaden 1969. 426 S. DM 32.–.

Die seinen ganzen literarischen Nachlass einbeziehende Biographie Ciceros, welche hier angezeigt werden darf, ist aus einer erweiternden Bearbeitung des in Paulys Real-Encyclopädie erschienenen Artikels über M. Tullius Cicero (1939) hervorgegangen. Sie verwirklicht damit die durch eine ungewöhnlich glückliche Quellenlage geschaffene Möglichkeit, das volle Lebensbild eines sowohl politisch wie literarisch einflussreichen Vertreters der vorchristlichen Antike zu zeichnen. – Das die Vorzüge und Schwächen dieses vielumstrittenen Charakters überlegen abwägende Urteil des Verfassers lehrt den Leser sowohl den glänzenden Aufstieg des *homo novus* wie auch sein tragisches Scheitern verstehen. Als ein Hauptantrieb erscheint Ciceros leidenschaftlicher Glaube an die Grösse des republikanischen Rom, die er im Lichte griechischer Staatstheorie sah, darum aber auch in ihrem Niedergang verkannte. Ein Mangel an politischem Instinkt, welcher seiner verhängnisvollen Neigung zu Selbstüberschätzung Vorschub leistete, wird als Ursache zahlreicher Fehlentscheide nachgewiesen. Was dem gegenübergestellt wird, sind die bezwingende Rednergabe Ciceros, seine überlegenen Sachkenntnisse und ein hohes, durch philosophische Bildung entwickeltes Verantwortungsbewusstsein. F. Wehrli

Sebastian Posch: **Beobachtungen zur Theokritnachwirkung bei Vergil.** Commentationes Aenipontanae 19. Wagner, Innsbruck/München 1969. 111 pp. (Thèse de doctorat).

Il fallait un certain courage pour traiter le thème rebattu de l'influence théocritéenne chez Virgile, encore qu'il soit exact que tout n'a pas été dit; trop longtemps ce genre de recherches s'est immobilisé dans l'ornière de la comparaison littérale. Le fait même que le poète des Bucoliques ait choisi de pratiquer le genre qu'il trouvait dans les idylles 1–11 trahit une intention qui dépasse la lettre. C'est cette intention que l'auteur se propose de définir. Or, il constate que dans les parties purement bucoliques Virgile se montre souvent indépendant de son modèle, tandis que dans les passages plus personnels il le suit de près.

C'est donc que le Mantouan n'avait pas l'intention d'imiter Théocrite en tant que poète bucolique, mais qu'à travers lui, il cherchait à développer une forme d'expression qui convînt à son génie, et qui confine à l'élégie (amoureuse en particulier). Pourquoi a-t-il alors jeté son dévolu sur ces idylles? L'auteur pense que c'est essentiellement à cause des vastes possibilités qu'offrait l'introduction de la nature dans le domaine de la poésie lyrique. (Ne serait-ce pas plutôt l'*authenticité* – au sens poétique du terme – des idylles bucoliques, unique chez les Alexandrins, et même dans l'œuvre de Théocrite, qui a d'abord séduit Virgile? et ne craignait-il pas moins la comparaison dans les passages plus personnels?) L'absence d'un *index locorum* est regrettable. André Kurz

Hans Jörg Schweizer: **Vergil und Italien.** Interpretationen zu den italischen Gestalten der Aeneis. (Diss. Zürich 1964.) Sauerländer, Aarau 1967. 79 S. Fr. 8.–.

Zu den zentralen Themen der Aeneis gehört das Heldentum und der Raum der Geschichte. Mit seinen Interpretationen zu den italischen Gestalten der Aeneis sucht Schweizer vor allem für dieses Thema neue Erkenntnisse zu gewinnen. Verdankenswert an seiner Arbeit ist der Fleiss, die Liebe zu den spätern Büchern der Aeneis und die Aufgeschlossenheit für neue Sehweisen. Leider befriedigt sein Versuch nicht, Kierkegaard und Steiger für das Verständnis der Aeneis fruchtbar zu machen; hier ist das Vorgehen zu wenig differenziert. Das kann man seit dem Buch von Brooks Otis (Virgil. A study in civilized poetry [Oxford 1963]), das Schweizer noch nicht vorlag, besonders gut sehen. M. Hauser

Dieter Flach: **Das literarische Verhältnis von Horaz und Properz.** Diss. Marburg 1967. 131 S. DM 9.80.

«Wohl bei keinem römischen Dichter lässt sich die künstlerische Entwicklung so gut von Buch zu Buch verfolgen wie bei Properz.» Ähnliches lässt sich, wenn auch mit Einschränkungen, von der Entwicklung der künstlerischen Selbstkritik sagen. Den Verlauf dieses Werdegangs prüft Flach an der Stelle im Werk des Properz, wo die starke Einwirkung der horazischen Odendichtung fassbar wird. Dabei ergeben sich gute Einzelbeobachtungen zu vielbehandelten Stellen. Am ergiebigsten ist das Kapitel über den Dichterruhm und den Erstheitsanspruch. Es wird klar, wie Horaz Properz zur Reife und Eigenständigkeit verhilft. Properz wird zum Augusteer. Wechselwirkungen und gewisse Verwandtschaften zwischen Horaz und Properz treten deutlicher als bisher zu Tage. M. Hauser

Walter Wimmel: **Der frühe Tibull.** Studia et Testimonia Antiqua 6. Fink, München 1968. 283 S. DM 38.–.

W. teilt die 16 Elegien Tibulls in 5 Zyklen zu je 3 Gedichten ein (2, 2 ist dabei als kurzes Gelegenheitsgedicht nicht berücksichtigt) und glaubt, die relative Entstehungszeit sowohl dieser Gruppen als auch der einzelnen Nummern bestimmen zu können: Marathus (1, 4; 1, 8; 1, 9), daseinskritische Elegien mit Heilsthema (1, 10; 1, 3; 1, 1), Delia (1, 2; 1, 6; 1, 5), Festgedichte (1, 7; 2, 1; 2, 5), Nemesis (2, 3; 2, 4; 2, 6). Als Teil einer Gesamtbehandlung legt er eine eindringende und feinfühlige Interpretation der seiner Ansicht nach frühesten 5 Gedichte vor. Es geht weniger um die Einzelheit als um Fragen des Aufbaus, der gedanklichen Verknüpfung, der Beziehungen der einzelnen Gedichte zueinander; immer ist der Blick dabei auch auf die Anreger Catull, Gallus, Vergil, Horaz gerichtet. Vermeidung dessen, was der Vorgänger geschaffen hatte, ist ein wichtiges Kriterium, «Schattenwirkung», die z. B. dafür verantwortlich gemacht wird, dass Tibull mit einem päderastischen Zyklus begonnen habe. Auch die «ausserelegische Trägerform» (z. B. Priapeum, Epode) spielt im Dienst dieser der Psyche und der Arbeitsweise des Dichters nachspürenden Untersuchung eine grosse Rolle. W. bleibt sich der Kühnheit seiner Hypothesen immer bewusst. Mir scheint vieles zum erstenmal richtig gesehen, freilich die biographische Ausdeutung viel zu direkt. Straffung im Einzelnen und im Ganzen hätte dem Buch nicht geschadet. J. Delz

Anders Ollfors: **Studien zum Aufbau des Hexameters Lucans.** *Idem:* **Textkritische und interpretatorische Beiträge zu Lucan.** Acta Regiae Soc. Scient. et Litt. Gothob., Humaniora 1 und 2. Almquist & Wiksell, Göteborg 1967. 131 und 69 S. Kr. 20 und 15.

1. O. klassifiziert zunächst alle mit *a* beginnenden Wörter nach ihrer Stellung im Hexameter. Dabei zeigt sich, dass einige an bestimmte Positionen fixiert sind, obwohl sie metrisch auch anderswo möglich wären. So steht die Form *arvis*, die 23mal vorkommt, immer am Versende. Für diese Wörter prägt O. den Begriff «Standwort». Was bei Lucan dafür gelten kann, ergibt sich aus einer tabellarischen Zusammenstellung aller mindestens 5mal vorkommenden metrisch gleichwertigen Formen. Es folgt ein Verzeichnis der identischen Halbverse und Versschlüsse und der «mechanischen» Wortverbindungen innerhalb des Verses, wobei auch die vom Schema abweichenden Beispiele verzeichnet werden. Mit aller

gebotenen Vorsicht sucht O. das Ergebnis für die textkritische Behandlung einiger Stellen fruchtbar zu machen. Die sorgfältige Untersuchung (der Hg. des Silius heisst Bauer, nicht Braun: 39 und 126 A. 42) enthält mehr, als der Titel verspricht, so z. B. eine von O. erarbeitete Tabelle über die Verwendung daktylischer und spondeischer Wörter zur Füllung des zweiten und dritten Fusses von Ennius bis Juvenal.

2. Ein gutes Dutzend Einzelprobleme ist ausführlich besprochen. Meist wird man dem Urteil zustimmen können; aber wenn O. in 1, 86 die herkömmliche Auffassung von *in turbam missi feralia foedera regni* verteidigt, bleibe ich skeptisch: der Vers ist korrupt. Die Frage wäre berechtigt, ob es sich lohnte, die paar nicht gerade aufregenden Beiträge als Sonderpublikation erscheinen zu lassen. Fast die Hälfte des Textes besteht übrigens aus einer an 7, 318f. *ne caedere quisquam hostis terga velit* recht äusserlich angeknüpften Sammlung und Sichtung von Beispielen für *velle* + inf. in Gesetzen, Verboten, Aufforderungen und Bitten. J. Delz

Hugo Beikircher: **Kommentar zur VI. Satire des A. Persius Flaccus.** Wiener Studien Beiheft 1. Böhlau, Wien 1969. 134 S. DM 28.–.

Thèse de 1966 remaniée, ce volume inaugure une série de Suppléments des Wiener Studien, réservée à des travaux dépassant le format d'un article de revue. En 5 pages d'introduction, l'auteur relève la tendance épicurienne de la 6e satire, sa construction soignée, les imitations originales d'Horace, ce qui engage à y voir la dernière œuvre de Perse. Comme les autres d'ailleurs, elle vaut surtout par les recherches stylistiques – mots pris dans un sens étymologique ou archaïque, images hardies, allusions savantes énigmatiques – en accord avec la liberté du genre satirique. – Le corps du volume est consacré à un commentaire philologique détaillé, discutant quelques points importants de l'établissement du texte, rappelant surtout les multiples interprétations auxquelles ont donné lieu termes, constructions, allusions; l'auteur rend justice aux promoteurs des explications, fussent-ils du XVIIe siècle et opère un choix souvent sage et fondé dans le maquis des commentaires. Quelques solutions personnelles, de la sensibilité dans l'appréciation délicate du ton. Oeuvre solide de mise au point, bibliographie fort complète. Y ajouter pourtant l'importante édition commentée de Fr. Villeneuve (Paris 1918), à distinguer de l'«Essai sur Perse» du même auteur. Un regret: l'absence du texte lui-même, même s'il ne se distingue guère de celui des éditions de W. Clausen (Oxford 1956 et 1959). J.-P. Borle

Cornelius Tacitus: Die Historien. Kommentar von *Heinz Heubner*. Band I: 1. Buch. Band II: 2. Buch. Wissenschaftliche Kommentare zu griechischen und lateinischen Schriftstellern. Winter, Heidelberg 1963; 1968. 198 S.; 324 S. DM 21.–; DM 40.–.

Ein ausführlicher moderner Kommentar zu den Historien des Tacitus war ein dringendes Desiderat; die vorliegenden beiden Bände – mit der Fertigstellung der restlichen ist H. rüstig beschäftigt – erfüllen alle Ansprüche. In weiser Beschränkung verzichtet H. auf jede Einleitung. Das Prinzip der Darstellung ist im zweiten Band gegenüber dem ersten strenger durchgeführt. Es besteht darin, dass für jeden Sinnesabschnitt in einer Vorbemerkung das Historische und die Gestaltung durch Tacitus in kritischer Auseinandersetzung mit der in staunenswertem Mass herangezogenen wissenschaftlichen Literatur behandelt wird. So ist der eigentliche Kommentar entlastet. In diesem weicht H. keiner Schwierigkeit aus. Zum sprachlichen Ausdruck ist eine Fülle von Parallelmaterial, aber nie unnötigerweise, ausgebreitet. Durch eine treffende Übersetzung schwieriger oder umstrittener Stellen erspart sich H. oft längere Ausführungen. Auf seine Akribie, seine Sprachkenntnis, sein sicheres Urteil kann man sich verlassen. J. Delz

Elke W. Merten: **Zwei Herrscherfeste in der Historia Augusta.** Untersuchungen zu den pompae der Kaiser Gallienus und Aurelianus. Antiquitas, série 4, vol. 5. Habelt, Bonn 1968. X, 166 p. DM 44.–.

Cet ouvrage est une dissertation préparée sous la direction de Johannes Straub et paraît dans la série d'Antiquitas réservée aux études relatives à l'Histoire Auguste. Il s'agit d'une étude de détail consacrée tout entièrement au commentaire minutieux de Gallien 7, 2–9 et d'Aurélien 33–34; ces deux passages décrivent des cortèges d'apparat organisés à Rome par les deux empereurs en question. L'auteur examine chaque motif avec le double souci de déterminer s'il a une valeur documentaire pour le 3e s. d'une part et d'autre part de fournir si possible des parallèles qui orientent l'interprétation. Elle arrive aux conclusions suivantes: ces deux développements sont constitués d'éléments disparates plus ou moins authentiques et n'ont pas de valeur pour qui s'intéresse au déroulement réel des cortèges de Gallien et d'Aurélien. Beaucoup d'éléments sont empruntés aux cérémonies isiaques (*nauigium Isidis*) et à celles des *uota* du nouvel an, bien connues grâce aux travaux

d'Andréas Alföldi, auxquels le présent ouvrage doit beaucoup. Dans le développement consacré à Aurélien, de nombreux éléments sont de pures inventions conformes aux thèmes traditionnels des panégyriques. L'ouvrage constitue une utile mise au point, qu'on pourrait néanmoins souhaiter encore plus schématique et concise (pourquoi citer si souvent et si longuement *in extenso* les auteurs modernes?). D'utiles *indices* (*locorum, nominum et rerum*, auteurs modernes) complètent le volume. F. Paschoud

Römische Grabinschriften. Gesammelt und ins Deutsche übertragen von *Hieronymus Geist* †, betreut von *Gerhard Pfohl*. Tusculum-Bücherei. Heimeran, München 1969. 250 S. DM 20.–.

Um es vorwegzunehmen: es handelt sich, trotz des Titels, nicht um eine epigraphische Publikation, und der Autor stellt daher auch keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit. Immerhin verzeichnet Geist, im Unterschied zu den 'Pompeianischen Wandinschriften' (Heimeran 1936), zu jeder Inschrift den Quellennachweis und den Ort. Die Einleitung und die vom Herausgeber zusammengestellte Bibliographie führen überdies den epigraphisch Interessierten in die Inschriftenkunde ein. – Die Sammlung der Grabinschriften soll dem Leser einen «Einblick in die Privatverhältnisse der Alten» und «in den Alltag des römischen Kleinbürgers» vermitteln. Geist will daher zeigen, was Grabsteine aussagen können über Familie, soziale Stellung, Berufe, Weltanschauung usw. antiker Menschen. Hiebei liegt sein Augenmerk besonders auf dem Sprachlichen und Stilistischen (z. B. den Carmina), womit auch seine Versuche einer Übersetzung begründet sind. Das Verdienst des Autors ist es daher, an den Inschriften das Literarische ebenso sichtbar gemacht zu haben wie die Dinge, die den Alltag des antiken Menschen erfüllten. H. Herzig

Prinzipat und Freiheit. Wege der Forschung Band 135. Herausgegeben von *Richard Klein*. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1969. 555 S. DM 45.80 (f. Mitgl. DM 28.10).

Sous un titre général que dépasse de beaucoup la matière, précédées d'une introduction de R. Klein qui s'efforce d'établir un fil conducteur, se succèdent des études marquantes de ce tournant de l'histoire: C. Koch, 'Roma Aeterna'; W. Kunkel, 'Zum Freiheitsbegriff der späten Republik und des Prinzipats' (extrait d'une recension de l'article 'Princeps', RE de Wickert et du livre du soussigné); L. Wickert, 'Der Prinzipat und die Freiheit'; V. Pöschl, 'Horaz und die Politik'; R. Syme, 'Livius und Augustus'; H. Dahlmann, 'Seneca und Rom'; M. Fuhrmann, 'Die Alleinherrschaft und das Problem der Gerechtigkeit' (sur le 'De clementia' de Sénèque); G. Pligersdorffer, 'Lucan als Dichter des geistigen Widerstandes'; J. Vogt, 'Tacitus und die Unparteilichkeit des Historikers'; W. Jens, 'Libertas bei Tacitus'; K. von Fritz, 'Tacitus, Agricola, Domitian und das Problem des Prinzipates'; A. Graf Schenk von Stauffenberg, 'Der Reichsgedanke Konstantins'; U. Knoche, 'Über die Dea Roma, ein Sinnbild römischer Selbstauffassung'; J. Straub, 'Christliche Geschichtsapologetik in der Krisis des römischen Reiches'.

Ce florilège donne au vaste public qu'il est susceptible d'atteindre une idée des multiples problèmes soulevés par la genèse et la nature du principat. Il met à la portée des étudiants des travaux à l'accès malaisé parfois. Il serait naturellement regrettable que le choix dispensât de la recherche et laissât l'impression qu'il correspond à l'essentiel.

Jean Béranger

Peter Robert Franke: **Kleinasien zur Römerzeit.** Griechisches Leben im Spiegel der Münzen. Beck, München 1968. 73 S. 589 Abb. DM 16.80.

Es ist eine glückliche Idee, die kulturellen und politischen Verhältnisse des kaiserzeitlichen Kleinasien allein aufgrund der Münzen darzustellen, und es ist erstaunlich, wie umfassend und nuanciert das Bild ist, das sich dabei ergibt. Der Verf. hat aus der grossen Zahl der in Frage kommenden Münzen etwas mehr als 500 ausgewählt (dass Nr. 82 identisch ist mit Nr. 201, wurde übersehen). Mit einer Ausnahme gehören sie zu den in der Sylloge Nummorum Graecorum publizierten Stücken der Sammlung H. v. Aulock in Istanbul. Abgebildet wird von jedem Exemplar meist nur eine Seite, in der Regel die Rückseite; zur Reproduktion tritt eine kurze Beschreibung. In vier Kapiteln fasst F. zusammen, was sich aus der Interpretation der Bildmotive und Legenden ergibt. Das erste handelt vom Verhältnis der Städte zur römischen Regierung, das zweite von den Beamten, den Spielen und Kulten, aber auch von der gegenseitigen Rivalität der Städte, dem Streit um Ehrenvorrechte und Ehrentitel. Im dritten werden die Mythen und die Götter, die auf den Münzen erscheinen, kurz besprochen (man vermisst einen Hinweis auf das Weiterleben altkleinasiatischer Gottheiten). Das letzte Kapitel ist den Prägungen der römischen Bürgerkolonien und den Kistophoren genannten kaiserlichen Silbermedaillons gewidmet.

Den Deutungen der Bilddarstellungen und ihrer Einordnung wird man im allgemeinen zustimmen; wenn einiges unsicher bleibt, liegt das in der Natur der Dinge. Ein paar kleinere Unstimmigkeiten können hier übergangen werden; ebenso wird der Leser die meisten Druckfehler ohne weiteres korrigieren können (Ausnahmen: S. 17, Z. 8 v. u. lies 144 statt 244; S. 21, Z. 3 v. u. lies 3,63 statt 13,63; S. 31, Z. 8 v. u. lies 461 [?] statt 44; S. 34, Z. 8 v. o. lies 54,8 statt 54,4). Wirklich bedauerlich ist hingegen das Fehlen jeglicher Literaturhinweise (sieht man ab von der Angabe der Ordnungsnummer der Sylloge). Es mag damit zusammenhängen, dass als Leser, wie das Vorwort zu zeigen scheint, vor allem am Altertum interessierte Laien erwartet werden (denen aber an elementarer Erklärung doch wohl zu wenig geboten wird, z. B. wenn die Legenden ohne Übersetzungen, ja ohne Auflösung der Abkürzungen aufgeführt werden). Eine deutlichere Ausrichtung auf den nicht primär numismatisch orientierten Altertumswissenschaftler, dem eine handliche Auswahl dieser Münzen durchaus erwünscht wäre, hätte die Verwendbarkeit des hübschen Bändchens gesteigert.

P. Frei

Alois Machatschek: **Die Nekropolen und Grabmäler im Gebiet von Elaiussa Sebaste und Korykos im Rauhen Kilikien.** Ergänzungsbände zu den Tituli Asiae Minoris Nr. 2. Denkschriften d. Österr. Akad. d. Wiss., phil.-hist. Kl. 96. Band. Böhlau, Wien 1967. 127 S., 56 Taf., 74 Abb. Brosch. öS 220.–.

Gräber gehören bekanntermassen zu den wesentlichen materiellen Überresten vergangener Kulturen, und oft sind sie sogar die einzigen Zeugen einer frühen Besiedlung. Für ihre Auswertung ist eine genaue Aufnahme und Beschreibung der einzelnen Nekropolen unbedingte Voraussetzung. Diese Aufgabe wird von dem hier anzuzeigenden Band für das Grenzgebiet zwischen dem Rauhen und dem Ebenen Kilikien in vortrefflicher Weise erfüllt. Erfasst wurden die (insgesamt neun) Nekropolen der Gemeinden Elaiussa, Korykos und Kanytelleis, die alle drei erst seit dem 2., bzw. dem 1. Jh. v. Chr. bezeugt sind. Im Hauptteil gibt der Verf. eine Übersicht über die Nekropolen und bespricht dann ausführlich die verschiedenen Typen der Grabmäler (Sarkophage, Felskammergräber und Grabbauten). Im Abbildungsteil werden die wichtigeren Monumente in Grund- und Aufriss rekonstruiert vorgeführt, dazu treten Photographien, die den heutigen Stand wiedergeben. Zeitlich stammen alle Gräber aus der römischen und der byzantinischen Periode mit einem quantitativen und qualitativen Höhepunkt im 2. und beginnenden 3. Jh. n. Chr. Die Grabtypen entsprechen im allgemeinen denjenigen, die seit dem 6. Jh. v. Chr. in Südwestanatolien fassbar sind. Andere Vorbilder finden sich in Syrien, in manchem zeichnen sich eigenständige Entwicklungen ab, wobei bisweilen eine Nekropole individuelle Züge zeigt. Römischer Einfluss lässt sich höchstens in der Mauertechnik vermuten.

Für den Historiker stellen sich zwei Probleme. Zunächst fragt man nach den vorrömischen Bestattungen. Sichere Spuren dieser relativ frühen Zeit fehlen, wenn man sie nicht in einigen Gruppen primitiver Nischen finden will (S. 113). Der Verf. meint, die Bedeutung des Totenkultes im Leben der einfachen Bevölkerung scheine erst mit der römischen Eroberung begonnen zu haben (S. 16). Man wird vor allem zu erwägen haben, ob es nicht erst die *pax Augusta* war, die eine dichtere Besiedlung des gebirgigen Landes ermöglichte und die durch eine wirtschaftliche Besserstellung auch breitere Schichten in die Lage versetzte, am Gräberkult teilzunehmen. Im übrigen ist die Frage nicht zu trennen von derjenigen der frühen Besiedlung der südanatolischen Küste im Ganzen, und hier ist noch vieles ungewiss. Der zweite Problemkreis betrifft die Beziehungen zu den südwestanatolischen Grabtypen. Verf. denkt an die Möglichkeit einer Bevölkerungsumschichtung, durch welche diese Grabformen übertragen worden wären (S. 119). Historisch liesse sich ein Vorgang dieser Art allerdings schwer begründen. Nun sind aber Grabtypen, welche mit den in Südwestanatolien vorkommenden verwandt sind, weit verbreitet, und wenn in Kilikien die gleichen Typen auftreten wie in Lykien, so heisst das nicht zwingend, dass sie von dort eingeführt sind. Überhaupt kann man über die genetischen Zusammenhänge im Bereich der Grabmonumente noch keineswegs zuverlässig urteilen. Klarer wird man erst sehen, wenn in einem weiteren Gebiet die Arbeit getan ist, die Machatschek für drei Städte Kilikiens geleistet hat.

P. Frei

Ekkehard Weber: **Die römerzeitlichen Inschriften der Steiermark.** Veröffentlichungen der Historischen Landeskommission für Steiermark, Arbeiten zur Quellenkunde 35. Graz 1969. 484 S., 1 Karte, zahlreiche Abb.

Entsprechend dem Titel publiziert der Autor die Inschriften eines Teils der vormals römischen Provinz Noricum. Dabei grenzt er seine Sammlung ab: inhaltlich, indem das im CIL als «Instrumentum domesticum» verzeichnete Material sowie einige wenig bedeutende Fragmente weggelassen werden; geographisch, indem nur das heute zur öster-

reichischen Steiermark gerechnete Gebiet berücksichtigt wird. Ein Anhang umfasst allerdings auch die Inschriften, die auf dem ehemaligen Gebiet der Südsteiermark (heute Jugoslawien) gefunden wurden. Die einzelnen Titel sind nach Fund-, wo dieser nicht zu eruieren war, nach Verwahrungsorten gegliedert, wobei die Ortschaften innerhalb der politischen Bezirke alphabetisch, mehrere Inschriften einer Gemeinde chronologisch geordnet sind. (Es würde freilich interessieren, nach welchen Gesichtspunkten die Datierungen vorgenommen wurden!) Die Inschriftenreproduktion entspricht durchaus den modernsten Anforderungen, wird doch dem Grossteil der nach dem Leidener System aufgelösten Titel ein Photo bester Qualität beigefügt. Ein reicher Kommentar und eine umfassende Bibliographie zu jeder einzelnen Inschrift sowie ein übersichtlich gegliedertes Register erleichtern dem Leser das Verständnis, dem Fachmann die Arbeit. Dies entspricht auch der Absicht des Autors, welcher sowohl dem Wissenschafter als auch dem heimatkundlich oder lokalhistorisch Interessierten ein nützliches Handbuch verschaffen möchte.

Dem zweiten soll zudem die Einleitung (S. 11–48) dienen, welche Einblick gibt in die Geschichte Noricums und die verschiedenen Inschriftentypen behandelt. Hier allerdings unterlaufen dem Autor in seinem Bemühen um Allgemeinverständlichkeit einige wenig differenzierte Schlussfolgerungen, die sicher noch diskutiert werden müssen. Diese Mängel in der Einleitung tun aber dem epigraphischen Teil des Buches keinen Abtrag; denn hier wurde eine Ausgabe geschaffen, die für künftige Editionen dieser Art wegleitend sein kann.

H. Herzig

Jean Prieur: **La province romaine des Alpes Cottiennes.** Publications du Centre d'études gallo-romaines de la Faculté des lettres et sciences humaines de Lyon, fasc. I. 1968. 257 S., 18 Textabb., 65 Abb. auf 30 Taf. 30 F.

Der Verf. behandelt in dieser sehr gründlichen, eingehenden und reich dokumentierten Arbeit die Geschichte des Raums der römischen Provinz der *Alpes Cottiae* von der Vorgeschichte bis ins frühe Mittelalter einschliesslich aller Seiten des kulturellen Lebens, der Denkmäler, Funde usw. Das Buch ist vor allem wichtig durch die wohl erschöpfende Verarbeitung der dem Nichtspezialisten schwer oder gar nicht zugänglichen Lokalliteratur und stützt sich auf gründliche eigene Lokalkenntnis. Die weiteren Aspekte der Einordnung der kulturellen Erscheinungen in den allgemeinen Rahmen der alten Geschichte und Kultur sind mit ausgedehnter Literaturkenntnis gegeben, wobei allerdings deutsche Literatur nur ganz vereinzelt benutzt ist, woraus sich einzelne Lücken ergeben. Ausführliche, aber leider doch nicht ganz vollständige Indices erschliessen den Inhalt des Buches. 18 Textabbildungen geben vor allem Kartenskizzen zu den behandelten Problemen und auf 30 Tafeln mit 65 Abbildungen sind wichtigere Denkmäler und Funde abgebildet. Beigegeben ist eine farbige Karte im Masstab 1: 500 000.

Ernst Meyer

Hierokles und Philagrios: Philogelos – Der Lachfreund. Griechisch-deutsch mit Einleitungen und Kommentar hrsg. von *Andreas Thierfelder*. Heimeran, München 1968. 316 S. DM 26.–.

Dem Liebhaber sollte man vielleicht mitteilen, dass Text und Übersetzung dieser Sammlung griechischer Witze aus der römischen Kaiserzeit knapp ein Drittel des Buches ausmachen; der Fachmann aber wird froh sein, in der ausführlichen Textgeschichte auch die Grundlage für den neu konstituierten Text immer zur Hand zu haben. In der Einleitung sowie im Kommentar und Wörterverzeichnis finden beide die notwendigen Hilfen, um die Texte in die kultur- und sprachgeschichtlichen Zusammenhänge einzuordnen. Sicher gehören diese Witze mit ihren oft nicht gerade zimperlichen Pointen in Situation und Sprache nicht zur hohen klassischen Literatur, wie der Herausgeber mehrmals entschuldigend bemerkt; wer sich aber über das exklusiv Klassische hinaus für die Kontinuität des Griechischen in Charakter, Kultur und Sprache des Volkes interessiert, wird in diesem Band vieles finden, was ihn ergötzt und anregt.

M. Imhof

Theodoros Nikolaou: **Der Neid bei Johannes Chrysostomus.** Unter Berücksichtigung der griechischen Philosophie. Abhandlungen zur Philosophie, Psychologie und Pädagogik 56. H. Bouvier, Bonn 1969. 110 S. DM 19.80.

Die vorliegende – auf Anregung von H. Herter als Bonner Diss. entstandene – gut disponierte, fleissige und nützliche Arbeit (wer liest schon den ganzen Johannes?) führt Milobenskis Forschungen (Der Neid in der griechischen Philosophie; s. Wehrli, Mus. Helv. 22 [1965] 242) im christlichen Bereiche weiter. Dabei tritt klar zu Tage, dass die Christen oft sehr weitgehend die Argumentationen ihrer paganen Vorläufer übernehmen. Freilich hätte man sich gewünscht, dass der Punkt, bis zu dem der griechische Einfluss reicht, genauer bezeichnet worden wäre: vielleicht hätte Johannes' Originalität (etwa was die «Bilder und Vergleiche» betrifft, S. 38ff.), darüber hinaus die Leistung des christlichen

Denkens allgemein auf diesem Felde (vgl. die nicht ganz gerechten Bemerkungen S. 45) dann doch niedriger eingestuft werden müssen. Entscheidende Äusserungen (z. B. über die Neidlosigkeit Gottes, S. 44ff.) knüpfen ja nicht nur an entsprechende philosophische Lehrsätze an – worauf N. hinweist –, sondern lassen sich überhaupt erst als Antworten auf griechische Problemstellungen erklären. Welches aber sind hinsichtlich des Neides die spezifisch christlichen Fragen? – Lehrreich ist z. B. der Abschnitt über den «Neid der Dämonen» (S. 53ff.: Neid hat den Fall des Diabolus wie der Menschen verursacht); das Kapitel über den «Neid im Verhältnis zu schlechten und guten Eigenschaften» (S. 85ff.) erweist Johannes als feinen Psychologen, der seine Gedanken – worüber man sich bei der Lektüre des ganzen Buches freut – mit erstaunlicher Leichtigkeit, Klarheit und Eindringlichkeit zu formulieren vermag. Chr. Schäublin

Manfred Wacht: **Aeneas von Gaza als Apologet.** Seine Kosmologie im Verhältnis zum Platonismus. Theophaneia 21. Hanstein, Bonn 1969. 151 S. DM 21.50.

Der um die Wende vom 5. zum 6. Jahrhundert schreibende Aeneas, immerhin einer der bedeutendsten Vertreter der Schule von Gaza, zählt gewiss nicht zu den ganz grossen Gestalten der griechisch-christlichen Literatur; doch gelingt es dem Verfasser dieser (ebenfalls als Bonner Diss. bei H. Herter entstandenen) überlegen und klar geschriebenen Arbeit durch eindringliches Fragen und dank erstaunlicher Belesenheit – er weist sich zumal als vorzüglicher Plotinkenner aus –, seine Erklärung des Dialogs 'Theophrast' zu einer beispielhaften Darstellung des Konflikts zwischen Christentum und Platonismus auszuweiten. Da kommen zur Sprache: der Gottesbegriff im Platonismus und bei Aeneas, das Verhältnis der Trinitätslehre zur neuplatonischen Trias, die christliche Anschauung von der Schöpfung im Lichte des platonischen Gottesbegriffs, die Endlichkeit der Welt (sie verlangt eine eigentliche Theodizee) und ihre Erneuerung. Sorgfältig wird (Neu-)Platonisches von lediglich in platonischer Diktion Dargebotenem – hier gibt sich die apologetische und missionarische Absicht zu erkennen – geschieden, und es wird gezeigt, wie Aeneas (neu-)platonische Argumentationen umdeutet und seinen Zwecken dienstbar macht: Allenthalben antwortet er auf platonische Fragen, und er übernimmt mit der Terminologie auch Anschauungen des Platonismus, doch dieser bildet im ganzen nur das «philosophische Gerüst..., in das er seine christlichen Lehren hineinstellt» (S. 142). – Weit mehr, als der Titel des Buches verspricht, bietet W. mit den vielen trefflichen Einzelinterpretationen, in denen er seine Ergebnisse gewinnt (vgl. etwa S. 76f. die Bemerkungen zu Plotin 2, 1, 1, oder S. 77f. zu Porphyrios' Äusserungen über Gottes Willen zur Schöpfung; S. 77 unten ist zu ergänzen: *εἰ μὲν δὴ φήσομεν, ὅτι μὴ βουλόμενος* [sc. *οὐ δημιουργεῖ*] ..., nicht nur [sc. *δημιουργεῖ*]). Den Beschluss machen ein Stellen- und ein Sachregister. Chr. Schäublin

P. Walcot: **Greek Peasants Ancient and Modern.** A comparison of social and moral values. Manchester University Press 1970. IV, 136 S. 35 sh.

Das Buch Walcots dient in erster Linie der Erklärung Hesiods. Der Verf. zeigt aufgrund eines reichen und eingehend interpretierten Belegmaterials, dass sich die moralischen und Lebensanschauungen und Verhaltensweisen bei Hesiod und zum Teil bei Homer ganz ähnlich in heutiger griechischer und sonstiger mediterraner Bauernbevölkerung wiederfinden, wofür sich der Verf. auf neuere grössere soziologische Untersuchungen stützen kann, über das Dorf Vasilika in Böotien und die nordwestgriechische Hirtenbevölkerung der Sarakatsanen, daneben aber auch über Süditalien und die Kabylen des heutigen Algerien. Bibliographie und ein grosses Stellenregister sind beigegeben. Ernst Meyer